

Karl Heinz Weiers:

## Johann Wolfgang Goethe: Recensent

### Erste Fassung

Recensent

1. Da hatt ich einen Kerl zu Gast,
2. Er war mir eben nicht zur Last,
3. Ich hatt so mein gewöhnlich Essen.
4. Hat sich der Mensch pump satt gefressen
5. Zum Nachtsch was ich gespeichert hatt!
6. Und kaum ist mir der Kerl so satt,
7. Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
8. Über mein Essen zu raisonniren.
9. Die Supp hätt können gewürzter seyn,
10. Der Braten brauner, firner der Wein.
11. Der Tausend Sackerment!
12. Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein

Recensent.

### Letzte Fassung

Recensent

- Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
- Er war mir eben nicht zur Last;
- Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
- Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
- Zum Nachtsch, was ich gespeichert hatt'.
- Und kaum ist mir der Kerl so satt,
- Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen
- Ueber mein Essen zu räsonniren:
- „Die Supp' hätt' können gewürzter seyn,
- Der Braten brauner, firner der Wein.“
- Der Tausendsakerment!
- Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein

Recensent.

Von dem Gedicht „Recensent“, sehen wir einmal von dem Druck im Göttinger Musen Almanach des Jahres 1775 und einer Einzelhandschrift ab, existieren zwei sich nur wenig voneinander unterscheidende Druckfassungen: der Erstdruck, veröffentlicht 1774 in „Der deutsche, sonst Wandsbecker Bothe“ und die Endfassung, zuerst 1815 in den „Werken“ erschienen und später von dort in die Ausgabe letzter Hand übernommen. Die beiden Fassungen weichen nur in den Satzzeichen, in der Rechtschreibung sowie an zwei Stellen im Wortlaut voneinander ab. So steht in Vers 3 im Erstdruck ein „so“, in der Endfassung ein „just“, in Vers 4 im Erstdruck der Ausdruck „Mensch“, in der Endfassung der Ausdruck „Kerl“. Was die Satzzeichen anbelangt, ist ein Vergleich der ersten Fassung mit der Endfassung in den Versen 1 bis 5 aufschlussreich. Infolge der unterschiedlichen Satzzeichen ist die Gliederung in Gedankenschritte in den beiden Fassungen verschieden. In den meisten Ausgaben der Werke Goethes erscheint meistens nur die Schlussfassung; ein Lesartenverzeichnis, wenn ein solches überhaupt vorhanden ist, nennt im Hinblick auf die Satzzeichen keine Abweichungen.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Dies gilt selbst für: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abt. Bd. 2. S. 347 (Lesarten). Diese Ausgabe wird im allgemeinen als Weimarer Ausgabe oder als Sophienausgabe bezeichnet und darum hier weiter unten mit der Angabe „Weimarer Ausgabe“ zitiert.

Goethe hat das Gedicht „Recensent“ wahrscheinlich 1773 im Anschluss an eine Rezension seines Dramas „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ verfasst. Dieses Drama ist als das erste größere Werk des Dichters im Juni 1773 erschienen. Daraufhin wurde eine der Rezensionen über den „Götz“ von einem Autor mit Namen Schmid verfasst und im September 1773 im „Teutschen Merkur“ veröffentlicht.<sup>2</sup> Diese Rezension scheint Goethe im Auge gehabt zu haben, wenn er den Rezensenten in dem oben zitierten Gedicht verspottet.

Wie aus einem Brief an Johanna Fahlmer vom 18. 10. 1773 hervorgeht, hatte Goethe am 18. Oktober die Rezension von Schmid noch nicht gelesen, da die Auslieferung des Merkur sich verzögert hatte. Demnach kann dieses Gedicht nicht vorher geschrieben worden sein. Anonym und ohne Titel erschien es in „Der Deutsche, sonst Wandsbecker Bothe“ (Nr. 39, Spalte 7) am 9. März 1774.<sup>3</sup> Es wurde noch einmal 1775 im Göttinger Musenalmanach mit dem Titel „Der unverschämte Gast“ und mit H. D. unterzeichnet publiziert. Eine frühe Handschrift des Gedichts ist in einem Brief enthalten, den Goethe an Schönborn vom 1. 6 bis zum 4. 7. 1774 schrieb.<sup>4</sup> Demnach ist das Gedicht nach dem 18. Oktober 1773, aber vor dem 9. März 1774 entstanden. Wahrscheinlich wurde es in der Zeit von Ende Oktober bis Dezember 1773 gedichtet.

Das Gedicht geht vermutlich auf verschiedene persönliche Erlebnisse zurück, die Goethe und seine Freunde mit Schmid als Kritiker und Rezensent, aber auch in einem persönlichen Umgang mit ihm hatten. Schmid war bei Goethe und seinen Freunden in Wetzlar nicht beliebt, weil er der jungen Generation zu wenig fortschrittlich erschien. Schon Anfang 1772 freute sich Goethe, als er erfuhr, dass Herder im „Wandsbecker Bothen“ Schmid im November des vorangegangenen Jahres wegen dessen „Biographie der Dichter“ scharf angegriffen hatte. In einem Brief an Herder<sup>5</sup> vergleicht er Schmid mit dem von göttlichen Geistern

---

2 Wieder abgedruckt ist diese Rezension in: Hermann Blumenthal (Hrsg.): Zeitgenössische Rezensionen und Urteile über Goethes Götz und Werther. Berlin 1935 (= Literarhistorische Bibliothek Bd. 14). S. 11-22. Erneut erschienen ist die Rezension in: Karl Robert Mandelkow (Hrsg.): Goethe im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Goethes in Deutschland. Teil I 1773-1832 (= Karl Robert Mandelkow: Wirkung der Literatur. Deutsche Autoren im Urteil ihrer Kritiker. Bd. 5 Goethe I). München 1975. S. 2-23.

3 Siehe u. a.: Weimarer Ausgabe. I. Abt. Bd. 2. S. 347 (Lesarten). Auch: Goethes Werke. Hrsg. von Erich Trunz. Bd. 1. Hamburg 1948. S. 445 f. Weiter unten werden nach dieser Ausgabe die meisten Textstellen aus den Werken Goethes unter der Bezeichnung Hamburger Ausgabe zitiert. - Vgl. auch Julius Zeitler (Hrsg.): Goethe-Handbuch. Stuttgart 1916 ff. Bd. 3. S. 526.

4 Siehe: Weimarer Ausgabe. I. Abt. Bd. 2. S. 347 (Lesarten).

5 Brief an Herder von Anfang 1772. Goethes Briefe. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Karl Robert Mandelkow unter Mitarbeit von Bodo Morawe Hamburg 1962. Bd. 1. S.130 f. Weiter unten zitiert als: Hamburger Ausgabe. Briefe.

verprügelten Heliodor im Alten Testament, der als Kanzler des syrischen Königs den jüdischen Tempel in Jerusalem zu schänden gedachte (Makkabäer 3,4 - 30). Goethe sieht in Herder einen rächenden Engel, der ihm und seinen Freunden dafür Genugtuung verschafft, was Schmid ihm und seinen Freunden mit seiner Kritik angetan hatte. Schon diese Briefstelle deutet darauf hin, dass Goethe übermütig, wie er damals als junger Dichter war, auch selbst bei einer sich ihm bietenden Gelegenheit den Kampf mit Schmid aufzunehmen gedachte.

Zum ersten Mal traf Goethe im August des Jahres 1772 mit Schmid zusammen.<sup>6</sup> Freunde Goethes hatten Höpfner, Professor der Rechte in Gießen, einen Mann, den alle sehr schätzten, in einem Wirtshaus zu Tisch geladen. Auch Christian Heinrich Schmid war mit zu Tisch gebeten worden, Goethe und seine Freunde wollten Schmid bei dieser Gelegenheit einen Streich spielen. Auf lustige Weise sollte Schmid für so manche, wie die jungen Leute glaubten, schlechte und verfälschende Kritik gegenüber den modernen Bestrebungen der neueren Literatur gestraft werden. Goethe, voll von Übermut, wollte dabei die Hauptrolle spielen. Als armer Student trat er verkleidet und inkognito auf. Als er sich zu der Gesellschaft, die bereits am Tisch saß, hinsetzen wollte wurde er zuerst zum Schein abgewiesen; ihm wurde bedeutet, er störe die Gesellschaft. Doch auf Drängen des Kellners, aber auch auf die Bitten Höpfners hin, dem sich Goethe als mittelloser Student bereits vorher vorgestellt hatte, durfte er, „der arme Student“, schließlich doch bei den anderen Platz nehmen. Anfangs betrug Goethe sich verständlicherweise sehr zurückhaltend und trank recht billigen Wein. Als sich das Gespräch aber der modernen Literatur zuwandte, erwachte plötzlich sein Interesse. Er erklärte den Anwesenden, dass man in der Literatur verschiedene Epochen erkennen könne, die sich voneinander unterschieden. Wie im Leben ginge es dort auf und ab. Nie aber sei eine bestimmte Epoche in allem und als Ganzes zu loben, neben guten Erzeugnissen gäbe es stets auch schlechte. So müsse man z. B. neben dem Gesang der Nachtigall auch den Ruf des Kuckucks, neben den schönen Schmetterlingen auch die lästigen Mücken, das Lästige neben dem Angenehmen dulden, da beides neben einander gedeihe. Die Gesellschaft wunderte sich gar sehr über diese Toleranz des Redners. Dieser fuhr fort, die literarischen Produkte mit Erscheinungen aus der Natur zu vergleichen. Auch im Meer, so führte er aus, gäbe es neben den Fischen die Mollusken, die ohne jede Art von Knochen in sich keine feste Gestalt besäßen, sie seien ein besserer lebendiger Schleim. Da die Tischgenossen hier jedoch anmerkten, dass der Vergleich mit der Literatur wohl doch nicht so recht passe, verglich Goethe die schlechten Literaten, die ohne Charakter seien, mit dem Efeu, das sich an alten verwitterten Mauern emporrankt, an denen ohnehin nichts mehr zu verder-

---

6 Das folgende Erlebnis ist in Dichtung und Wahrheit. 3. Teil 12. Buch (Hamburger Ausgabe Bd. 9. S. 546 -540) geschildert.

ben sei, wogegen man es an neuen Gebäuden entferne. Das Efeu, da es selbst keinen Stamm habe, kletterte an den Bäumen empor, sauge sie aus oder winde sich an Pfählen hinauf und, weil es sich auf diese Weise vom Erdboden erhebe, glaube es schließlich, es sei auch ein Strauch oder ein Baum. Obwohl man dem Redner, den die Freunde sehr wohl verstanden, nun vorwarf, man wisse nicht, worauf er hinaus wolle, kam dieser dennoch auf andere, dem ähnliche Beispiele zu sprechen und schimpfte immer lebhafter auf alle Parasiten, die er im Reich der Natur kannte. Am Ende sang er ein Vivat auf alle tüchtigen Männer, die selbständig zu handeln wissen und somit Charakter besitzen und verdamnte alle, die sich nur mit Hilfe von anderen im Leben behaupten können. Er schüttelte Höpfner die Hand, umarmte ihn und erklärte ihn dann für einen tüchtigen Mann. Da Höpfner verduzt und verwundert dastand, klärten die beiden Freunde Merck und Schlosser das Rätsel schließlich auf. Alles ergoss sich in Heiterkeit, selbst Schmid, der wohl verstand, dass man ihn mit den Vergleichen gemeint hatte, wurde von dieser Heiterkeit erfasst und war versöhnt, da man auch seine wirklichen Verdienste würdigte und sich für seine Liebhabereien interessierte.

Schmid fühlte sich noch ganz den Anschauungen der Aufklärung verpflichtet, die aber bei der jüngeren Generation keinen Anklang fanden. Trotzdem versuchte er unentwegt mit den jüngeren Literaten in Kontakt zu treten. Da er jedoch für das Bestreben nach unabhängiger Genialität wenig Verständnis hatte, drang er nicht näher in die Gedankenwelt der jüngeren Generation ein. Die Diskussionen um eine neue Art der Dichtung, in der Gefühle stärker zum Ausdruck kamen, als es bisher üblich war, darunter auch Gespräche um eine neue Form des Dramas, die die alten Regeln sprengte, interessierten ihn nicht wirklich. Dies aber waren gerade die Fragen, die beim Aufbau und der Gestaltung von Goethes Drama „Götz von Berlichingen“ eine nicht unbeträchtliche Rolle spielten. Aber auch sonst offenbarten die Rezensionen Schmidts nur einen sehr mittelmäßigen Geist, was er durch einen um so dreisteren und überheblicheren Ton auszugleichen versuchte. Das verletzte die jungen Stürmer und Dränger. So musste es mit Goethe und Goethes Freunden zum Streit kommen, da die jungen Literaten etwas anderes zu schaffen wünschten, als das, was Schmid als Kritiker von den Dichtern forderte. Zu bedenken bleibt auch, dass Goethe damals noch nicht für eine breitere Öffentlichkeit, sondern nur für sich und seine Freunde schrieb; Anerkennung wünschte er nur von diesen, auf ein Lob der breiteren Öffentlichkeit war er wenig erpicht. Wie sehr sein Schauspiel „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand“ zuerst nur als ein Entwurf gedacht war, der verbessert werden sollte, wie sehr er damals auch auf Anregungen von anderen einging, von denen er glaubte, dass sie ihn verstanden, zeigt die Stelle eines Briefes, den Goethe am Juli 1772 an Herder schrieb:

Von Berlichingen ein Wort. Euer Brief war Trosts Schreiben, ich setzte ihn weiter schon herunter als ihr. Das Definitiv „Dass euch Schäckessp. ganz verdorben pp“

erkannt ich gleich in ihrer ganzen Stärke, genug es muß eingeschmolzen von Schlacken gereinigt mit neuem edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann solls wieder vor euch erscheinen.<sup>7</sup>

Schmid aber blieb von den Diskussionen um die neue Form der Dichtung ausgeschlossen. Man hielt ihn wegen seiner zu konservativen Anschauungen von sich fern, so weit man nur konnte, und traf sich nach Möglichkeit nicht mit ihm. Als Schmid Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ Ende des Jahres 1772 rezensierte,<sup>8</sup> war Goethe erbost. Schmid hatte den Beitrag in aller Eile geschrieben, „gesudelt“, wie es Goethe nannte. Außer einigen wenigen Sätzen am Anfang und am Schluss hatte er nur den Inhalt von Goethes Aufsatz wiedergegeben und sich so fast ganz des eigenen Urteils über das Werk enthalten. Dies war vom Rezensenten her gesehen vielleicht nicht ungeschickt, da er die neue Richtung der jungen Generation nicht verstand und sie auch ablehnte. Doch Goethe war verärgert, weil Schmid das Neue des Werks im Stil und in den Gedanken, weil er die Hinwendung Goethes zum Mittelalter und dessen neue Ideen nicht gewürdigt hatte. In dieser Rezension kam beides nicht zum Ausdruck. Im letzten Teil seines Aufsatzes hatte sich Goethe indirekt mit den ästhetischen Auffassungen von Sulzer auseinandergesetzt und hatte wahrscheinlich auch gewünscht und erwartet, dass man dies innerhalb einer Rezension in einer Weise beachtet hätte, die dieser Sache angemessenen gewesen wäre. Dies aber hatte Schmid nicht getan.<sup>9</sup> In einem Brief, den er am 25. Dez. 1772 an Kestner schreibt, schildert Goethe sein Verhältnis gegenüber Schmid wie folgt:

Der Scheiskerl in Giessen der sich um uns bekümmert wie das Mütterlein im Evangelio um den verlohnen Groschen, und überall nach uns leuchtet und stöbert, dessen Nahme keinen Brief verunzieren müsse in dem Lottens Nahme steht und eurer. Der Kerl ärgert sich dass wir nicht nach ihm sehn, und sucht uns zu necken dass wir seyn gedencken. Er hat um meine Baukunst, geschrieben und gefragt so hastig, dass man ihm ansah das ist gefunden Fressen für seinen Zahn, hat auch flugs in die Frfurter (!) Zeitung eine Rezension gesudelt von der man mir erzählt hat. Als ein wahrer Esel frisst er die Disteln die um meinen Garten wachsen nagt an der Hecke die ihn vor solchen Tieren verzäunt und und schreit denn sein Critisches J!a! ob er nicht etwa dem Herrn in seiner Laube bedeuten möchte: ich binn auch da.<sup>10</sup>

---

7 Zitiert nach Hamburger Ausgabe. Briefe Bd. 1. S.133.

8 Die Rezension erschien in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen am 4. Dezember 1772. Wieder abgedruckt wurde sie in: Bernhard Seuffert (Hrsg.): Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken. Heilbronn 1883. S. 643-645.

9 Goethe rezensierte daraufhin noch am Ende des Jahres, am 18. Dez. 1772 in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ Sulzers Buch „Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung“ und lehnte dabei Sulzers Theorien scharf ab. Diese erschienen ihm zu rückständig.

10 Zitiert nach: Hamburger Ausgabe. Briefe Bd. 1. S. 140.

Wie diese Stelle deutlich zeigt, wurde Schmid in Fragen, die Goethe und die jungen Menschen um ihn herum ständig beschäftigten, nie richtig eingeweiht, er musste, im Bild gesprochen, draußen vor dem Zaun verweilen und sich mit Disteln und dem Laub des Zauns begnügen, ohne jemals an das bessere Futter zu gelangen. Mit dem fetteren Futter ist das gemeint, worüber Goethe in den Diskussionen mit seinen Freunden eifrig debattierte. Von diesen Diskussionen fiel nur Nebensächliches für Schmid ab.

Erst recht empfindlich hat es Goethe gestört, dass Schmid nach diesem Beitrag über „Von deutscher Baukunst“ im Dezember 1772 eine weitere Rezension über seinen „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ im September 1773 in der Zeitschrift „Der Teutsche Merkur“ veröffentlichte, in der er ihn lobte und gleichzeitig tadelte.<sup>11</sup> Hier hat sich Schmid bemüht, aus seiner Sicht dem Werk Goethes gerecht zu werden, jedoch auch hier konnte er nicht über seinen Schatten springen und seine im Sinne der jungen Literaten überholten Ansichten verleugnen. Erneut legte er in seiner Kritik an das Werk Goethes die älteren Maßstäbe der Aufklärung an. Goethe, der sich ganz von seiner Genialität leiten ließ und sich seinen ihn bedrängenden Gefühlen hingab, lehnte eine solche Bewertung ab. An einer Stelle in „Dichtung und Wahrheit“<sup>12</sup> bezeichnet Goethe selbst noch in späterer Zeit den Verfasser einer Rezension seines Götz - er nennt den Verfasser zwar nicht mit Namen, gemeint ist aber ohne Zweifel Schmid - als „beschränkten Geist“. Wo dieser tadelte, so schreibt er, hab er „nicht mit ihm übereinstimmen“ können, noch mehr aber habe ihn geärgert, dass Schmid angab, „wie die Sache hätte können anders gemacht werden.“

Wenden wir uns nun, nachdem wir die Situation, in der das das Gedicht „Der Recensent“ entstand, beschrieben haben, der Deutung des Gedichts selbst zu.

Wie die erste Zeile angibt, war ein in dem Gedicht nicht genannter Mann bei dem Dichter „zu Gast“. Der Dichter, Goethe, mochte diesen Mann nicht, denn er nennt ihn „Kerl“. Allem Anschein nach hatte der Dichter diesen „Gast“ nicht geladen, der „Gast“ hatte sich von selbst eingefunden, wie der zweite Vers anzudeuten scheint. Dieser Vers spielt wahrscheinlich auf ein damals bekanntes Sprichwort an: „Ungeladener Gast ist ein Last“.<sup>13</sup> Dies entspricht ganz der Situation, wie sie uns Goethe im Hinblick auf Schmid schildert, der dem Dichter und seinen Freunden unsympathisch und unerwünscht war, da er sich ihnen

---

11 H. Blumenthal S.11 ff. oder Karl Robert Mandelkow (Hrsg.): Goethe im Urteil seiner Kritiker Teil I. S. 2-23).

12 „Dichtung und Wahrheit“. III. Teil 13. Buch. Hamburger Ausgabe Bd. 9. S. 574.

13 Vergl. hierzu: Karl Friedrich Wilhelm Wander: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Leipzig 1867. Bd. 1. Sp. 1353, Nr. 136. Vergleiche dazu auch: Karl Simrock: Die deutschen Sprichwörter. Düsseldorf 2003. S. 167. Nr. 3034-3037. In Nr. 3034 wird bei Simrock ebenfalls „Ungeladener Gast / Ist ein Last.“ als Sprichwort zitiert.

stets aufdrängte. Das „eben nicht“ im zweiten Vers ist ironisch aufzufassen, es ist in der Weise zu verstehen, dass die ungeliebte Person dem Gastgeber zwar „noch eben nicht“ zur Last fiel, ihm aber doch sehr lästig fiel und keineswegs willkommen war. In den Versen 2 bis 5 sind in der ersten Fassung und in der Endfassung des Gedichts die Satzzeichen verschieden. Das Komma nach Vers 1 und Vers 2 sowie der Punkt nach Vers 3 in der ersten Fassung bewirken, dass die drei ersten Verse zusammengehören: der Gast war dem Gastgeber lästig, eben noch erträglich, weil er wie häufiger nur ein normales Essen, kein Festessen gegeben hat. Das „so“ in Vers 3 bedeutet hier „in etwa, ungefähr“ oder auch „wie gewöhnlich, wie häufiger“. Das Ausrufezeichen nach Vers 5 hebt das in den Versen 4 und 5 Gesagte besonders hervor: der Gast hat sich lediglich am Nachtsch voll gefressen, das Hauptessen aber kaum beachtet. Das hat den Gastgeber verärgert oder auch belustigt, weil diesem Gast das Beste entgangen ist. In der Endfassung steht nach Vers 1 ein Komma, nach Vers 2 ein Strichpunkt, nach den Versen 3 und 4 wieder ein Komma und nach Vers 5 ein Punkt. Hier gehören die Verse 1 und 2 sowie die Verse 3 bis 5 enger zusammen. Der Gast war, so sind die Verse hier zu deuten, nicht geladen und darum unangenehm, war aber eben noch erträglich. Denn der Gastgeber gab gerade, wie hier den Versen 3 bis 5 zu entnehmen ist, ein normales Essen und der Gast hat sich eigenartigerweise am Nachtsch gütlich getan. Die Verse 3 bis 5 können aber auch so verstanden werden, dass das „hatt“ in Vers 3 als Plusquamperfekt aufgefasst wird, der unerwünschte Gast demnach zu spät, gleichsam als Nachzügler kam, als der Tisch schon abgeräumt war, und sich so nur noch am Nachtsch übersatt essen konnte und dies auch voller Heißhunger getan hat. Das „just“ in Vers 3 der Schlussfassung meint hier „gerade diesem Augenblick“ oder „in diesem Augenblick wieder einmal wie häufiger, wie üblich“. Dass der Gast an dem eigentlichen Essen überhaupt nicht teilgenommen hat, schildert recht treffend das Geschehen, wie es sich damals um Goethe und seine Mitstreiter zugetragen hat. Der Nachtsch bestand damals meistens aus Kaltspeisen: Obst, Kuchen, Konfekt oder auch Käse, demnach aus Speisen, die „gespeichert“, d. h. aufbewahrt und nicht eigens für die Mahlzeit hergerichtet worden sind. <sup>14</sup> Der Nachtsch gehörte demnach nicht wirklich zur Mahlzeit, war nur Nachspeise. Goethe berichtet in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, <sup>15</sup> dass der Nachtsch - hier auch als „Nachkost“ bezeichnet - beim Mahl einer vornehmen Gesellschaft lange nach dem Essen und an einem anderen Ort aufgetischt wird.

Kaum aber hat sich der ungebetene Gast auf diese Weise satt gegessen, läuft

---

14 Im „Deutschen Wörterbuch“ hrsg. von Jacob und Wilhelm Grimm wird das Wort „speichern“ für diese Stelle des Gedichtes als „aufsammeln“ gedeutet. Siehe: Band 10, 1. Abt. (Neuaufgabe Bd. 16), Spalte 2072.

15 I. Buch 6. Kap. Hamburger Ausgabe. Bd. 8. S.70.

er eilends zum Nachbarn und erzählt, das Essen sei nicht gut gewesen: Man habe die Suppe zu schwach gewürzt, den Braten nicht genug geschmort und der Wein, den man aufgetischt habe, sei zu jung, sei noch nicht richtig ausgereift gewesen. Der Gastgeber empfindet dies als unverschämte. Nur der Teufel, so glaubt er, könne den unerwünschten, den unverschämten Gast geritten haben, weil er zum Nachbarn lief und ihn tadelte. Er verwünscht ihn mit einem gotteslästerlichen Fluch. Das Rätsel der Parabel wird im Schlusssatz gelöst: In Wirklichkeit ist der unverschämte Gast kein wirklicher Gast bei einem Essen, er ist ein ungeliebter Rezensent, der den Dichter auf kleinliche Weise kritisiert hat. Die Aufforderung im letzten Vers, den Gast totzuschlagen, ist nicht ernst gemeint. Der Gastgeber meint im Ernst nicht, was er in diesem Vers sagt. Gerade in dieser Übertreibung zeigt sich ein gewisser Humor, eine auf sich selbst hin gerichtete Ironie, die sich nicht ernst nimmt und sich von dem Inhalt des Gesagten distanziert. Diese Übertreibung zeigt außerdem, dass es sich um einen Zornausbruch handelt, um ein plötzliches Entladen von aufgetauter Wut, die innerhalb des Gedichts vielleicht fiktiv aufgebauscht wird. Das „mir“ in Vers 6 (ein Dativ des Interesses) offenbart die tiefe Betroffenheit des Gastgebers.<sup>16</sup> Der Ausdruck „Der Tausend Sakrament“ ist eine Beschimpfung im Sinne von „der Erzschuft, Erzteufel“, bei der das Schimpfwort „Sakrament“ noch einmal durch das Wort „Tausend“ (= tausendfach[er]) verstärkt wird.<sup>17</sup> Diese Aufforderung in Vers 11 meint nicht, dass der Bösewicht wirklich totgeschlagen werden soll. Goethe reagiert hier seine Wut ab, er will sein Herz erleichtern. Er tadelt den ungebetenen Gast heftig, weil er das Essen nicht genügend (oder überhaupt nicht) gekostet hat und es so nicht objektiv bewerten kann, weil der Kritiker die junge Generation und ihre Anliegen nicht versteht und ihre Werke darum auch nicht sachgerecht beurteilen kann. Vor allem aber wirft er ihm vor, dass er dies als Gast bei dem ungeliebten Nachbarn, als Rezensent bei der von den jungen Dichtern und Schriftstellern abgelehnten Zeitung getan hat.

Das Geschehen wird in diesem Gedicht genau so geschildert, wie es sich während des Sommers 1772 in Wetzlar um Goethe und seinen Freundeskreis

---

16 Vergl. hierzu: Duden Bd. 4 (Grammatik). Mannheim u.a. 1973. S. 529. § 1237. Hier wird der Dativus ethicus als eine besondere Form des freien Dativs angeführt, der sowohl in der volkstümlichen Rede als auch in der Dichtung üblich ist. Der Dativus ethicus benennt die Person, um derentwillen etwas ist oder etwas geschieht.

17 Goethe benutzte den Ausdruck „tausend Sackerment“ auch in der ersten Fassung seines Götz, der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand dramatisiert“, im III. Akt. Lager: „Ihr tausend Sackerment“. Siehe hierzu: Ernst Beutler [Hrsg.]: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke. Zürich 1979 (Lizenzausgabe der ersten Auflage der Artemis Gedenkausgabe aus dem Jahr 1950) Bd. 4. S. 585. Der Hauptmann der Reichsexekution bezieht diesen Ausdruck direkt auf seine Soldaten, die aus Feigheit vor Götz fliehen und deshalb von ihm verflucht werden.

zugetragen hat. Es gleicht außerdem den Ereignissen, wie sie sich ereignet haben, als Goethe im September des Jahres 1792 Wetzlar verließ, zurück nach Frankfurt ging, dort 1773 den „Götz von Berlichingen“ veröffentlichte und als Schmid das Werk Goethes kurz nach seinem Erscheinen rezensierte.<sup>18</sup> Mit dem gewöhnlichen, d. h. alltäglichen Essen, ist der „Götz von Berlichingen“ gemeint, den Goethe als Manuskript oder in Abschriften seinen Freunden im Sommer 1772 zu lesen gab, damit diese das neuartige Werk begutachteten. Wie bereits oben erwähnt, fanden im Kreis um Goethe lebhaftere Diskussionen über dieses dramatische Werk statt. In der damals vorliegenden Form war die dramatisierte Geschichte des Götz von Berlichingen nicht für die Lektüre einer breiteren Öffentlichkeit gedacht. Goethe wollte die Ratschläge seiner Freunde hören, sie bei einer möglicherweise stattfindenden Umarbeitung, die er vielleicht schon damals plante, berücksichtigen. Auf Anraten Herders hat Goethe das Werk zu Beginn des Jahres 1773 dann wirklich noch einmal umgeschrieben. An diesen Diskussionen um den „Götz“ nahm Schmid nicht teil. Er war und blieb ein ungeliebter „Gast“, dem kein Zutritt zum engeren Kreis um Goethe gewährt wurde, wie Goethe seinem Freund Kestner in dem oben teilweise zitierten Brief vom 25. Dezember 1792 berichtet. Man hielt Schmid, wenn nur irgendwie möglich, von sich fern, und dieser erfuhr so kaum etwas von dem, was Goethe und seine Freunde im Hinblick auf Goethes Drama besprochen und diskutiert haben. Schmid musste sich an den Nachtschisch halten, der „gespeichert“ war, d. h. an das, was Goethe bereits längere Zeit vorher verfasst hatte und was ihn damals bereits nur noch wenig interessierte. Dies war Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst“. Goethe hat diesen Aufsatz im November 1772 herausgegeben. Schon vor längerer Zeit hatte er den größten Teil dieser Abhandlung geschrieben und der Aufsatz gab im Wesentlichen die Ansichten wieder, wie sie Goethe vertrat, als er in Straßburg studierte.<sup>19</sup> Schmid hatte sich von Goethe ein Exemplar schenken lassen und den Aufsatz daraufhin ohne Wissen Goethes rezensiert. Dies geschah, bevor ein anderer Gelegenheit zu einer Rezension fand. Mit dieser Rezension Schmidts war Goethe, wie oben bereits erwähnt, nicht einverstanden. Vielleicht wünschte Goethe überhaupt keine Rezension seiner Schrift, da er damals noch fast ausschließlich für sich und seine Freunde schrieb. Zu dieser Zeit war Goethe noch wenig an einer größeren Verbreitung der noch sehr geringen Zahl seiner Werke interessiert.

Der ungeliebte Nachbar, bei dem sich der Gast über das Essen beklagt, ist der

---

18 Goethes Götz erschien im Juni 1773 im Selbstverlag. Schmidts Rezension erschien bereits im September des gleichen Jahres.

19 Die Rezension dieses Aufsatzes erschien in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen am 4. Dezember 1772. Wieder abgedruckt wurde sie in: B. Seuffert a. a. O. S. 643-645. Siehe Anmerkung 8.

„Teutsche Merkur“, der seit Beginn des Jahres 1773 von Wieland herausgegeben wurde. Schmid hatte seine Rezension über den „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ nicht mehr wie seine früheren Beiträge in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ erscheinen lassen, einer Zeitschrift, die von Merck und Schlosser, den beiden Freunden Goethes, herausgegeben wurde und in der auch Goethe bisher seine Beiträge publiziert hatte,<sup>20</sup> sondern hatte sie in der Zeitschrift Wielands, dem „Teutschen Merkur“, veröffentlicht. Zwar war das Erscheinen des „Teutsche Merkur“ anfangs von Goethe und seinen Freunden begrüßt worden, man hegte große Erwartungen in das Erscheinen dieser Zeitschrift, inzwischen aber, als man die ersten Nummern in Händen hielt, war die Begeisterung stark abgekühlt, und die ursprünglich so sehr Begeisterten hatten sich enttäuscht von der Zeitschrift abgewandt.<sup>21</sup> Dass Schmidts Besprechung gerade in dieser Zeitschrift erschien, war für Goethe ein besonderes Ärgernis, das ihn zusätzlich erboste. Mit den Bemerkungen in Vers 9 und 10, die Suppe hätte stärker gewürzt sein können, der Braten sei nicht genug geschmort und der Wein zu jung gewesen, zielt Goethe wahrscheinlich auf die kleinlich mäkelnde Kritik Schmidts ab: Wenn Schmid lobte, schränkte er das Lob sogleich wieder ein. Zwar anerkannte er das Geniale an Goethes „Götz“, bekrittelt es aber sofort wieder und maß es mit der Elle alter Maßstäbe. Zwischen Lob und Tadel wandte er sich hin und her. Vielleicht beziehen sich die Bemerkungen über die Suppe, die nicht genug gewürzt, und über den Braten, der nicht genügend durchgeschmort ist, auf sehr Konkretes in Schmidts Kritik. Dass die Suppe nicht genügend mit Würze versehen sei, könnte darauf hinweisen, dass Schmid in seiner Rezension bemängelte, Goethe habe die Handlung zu wenig auf die entscheidenden Geschehnisse hin konzentriert, habe Ort und Zeit der Ereignisse zu stark wechseln lassen und so die Aufführung seines Dramas auf der Bühne unnötig erschwert. Der Teil des Verses 10, der besagt, der Braten sei nicht genügend gegart, verspottet Schmid vielleicht deshalb, weil dieser in seiner Rezension tadelt, dass Goethe verschiedene Charaktere, besonders aber den Charakter Weislingens und die Charaktere der Frauen, nicht scharf genug gezeichnet, sie

---

20 Mit dem Ende des Jahres 1772 hatten Goethe und seine Freunde aber ihre Mitarbeit an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ eingestellt. Es geschah dies wegen der Schwierigkeiten, die die Zensur den Autoren bereitet hatte.

21 Aus diesem Gefühl der Enttäuschung schrieb und veröffentlichte Goethe im Herbst 1773 die Satire „Götter, Helden, Wieland“, in der er Wieland, den Herausgeber des „Teutschen Merkur“, und darüber hinaus auch dessen Mitarbeiter Jacobi verspottete. Besonders erzürnt zeigte sich Goethe in dieser Satire darüber, dass Wieland sich anmaßte, Stellen in der „Alkestis“ des Euripides als „abgeschmackt“ und „plattes Zeug“ zu bezeichnen. Wieland hat sich an Goethe für dessen Satire auf ihn nicht gerächt und Goethe den Missgriff verziehen. Trotz dieser Schmähungen auf ihn hat er ein Jahr später eine verständnisvolle und das Werk Goethes in seiner Eigenart würdigende Besprechung geschrieben und im „Teutschen Merkur“ abgedruckt und so den Streit beigelegt.

zu profillos gelassen habe. Auch daran, dass Goethe die Handlung manchmal zu knapp dargestellt, dass er in seinem Werk vieles nur angedeutet und nicht richtig durchgestaltet habe, nimmt Schmid Anstoß. Der Auftritt der Personen, dies hebt Schmid hervor, sei des öfteren nicht genügend motiviert worden. Die Bemerkung, der Wein sei nicht „firn“, sei nicht alt genug gewesen, spielt wohl darauf an, dass Schmid ganz am Schluss seiner Rezension, und dies fast nebenbei, an der Wendung „in usum Delphini“ Anstoß genommen und bemängelt hat. Sie sei ein Anachronismus, stellt er fest. Goethe hatte dieses Sprichwort der Person des Liebetraut in den Mund gelegt, der diesen Ausdruck jedoch im 16. Jahrhundert noch nicht gebraucht haben konnte, denn er kam erst später im 17. Jahrhundert unter Ludwig dem XIV., dem französischen Sonnenkönig, auf, als dieser für seinen Sohn, den Dauphin, der damaligen Moral entsprechend, eine eigens von anstößigen Bemerkungen gereinigte Ausgaben der antiken Schriftsteller herstellen ließ. Auch von anderen Kritikern ist Goethe des öfteren wegen dieses unzeitgemäßen Gebrauchs des Sprichwortes getadelt worden und hat sich jedesmal darüber, mehr als nötig war, erbost. Vielleicht war die Kritik von Schmid an diesem Ausdruck für Goethe hier besonders verletzend, weil sie am Ende der Rezension zusammen mit der Kritik an dem Gebrauch von anderen „zu energischen“ Wörtern und einiger „Provinzialausdrücke“ stand, Goethe diese Kritik als ein Bonmot empfand, das Schmid bis zum Schluss aufgespart hatte.

Das Gedicht steckt, wie wir gesehen haben, voller Anspielungen auf Schmid. Es wird versteckt auf Ereignisse hingedeutet, wie sie sich im Zusammenhang mit Schmid im Kreis um Goethe und seine Freunde 1772 abgespielt haben. Es wird dann aber auch auf die Rezensionen Schmidts vom Dezember 1772 über Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ und vom September 1773 über Goethes „Götz von Berlichingen“ angespielt. Nur wenn man diese Ereignisse kennt, kann man das Gedicht verstehen, begreift man, wie die Freunde um Goethe das Gedicht aufgefasst haben und wie auch Goethe das Gedicht ursprünglich aufgefasst wissen wollte. Das Gedicht war als Mitteilung an seine Freunde gedacht, die er nach seinem Weggang aus Wetzlar zum größten Teil auf eine andere Weise nicht mehr erreichen konnte. Mit dem Rezensenten im Schlussvers sind ursprünglich nicht alle Rezensenten, die Kritik üben, sondern ist ursprünglich nur Schmid gemeint. Goethe hatte keinen Grund, die Rezensenten allgemein zu tadeln, denn er und seine Freunde hatten selbst eine Reihe von Werken der damaligen Literatur in den Rezensionen der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ kritisch besprochen. Erst als dieses Gedicht in die „Werke“ aufgenommen und in die Rubrik „Parabolisch“ eingereiht worden ist, hat Goethe seine Kritik auf die Kritiker ausgedehnt, die leichtfertig ein Kunstwerk zerreißen.<sup>22</sup>

---

22 Marcel Reich-Ranicki und Julius Wiegand hingegen glauben, dass Goethe mit seinem Gedicht die Rezenten ganz allgemein kritisiert. Siehe: Marcel Reich-Ranicki: Ein Gegner der

Dass Goethe mit diesen Versen auf einen groben Klotz einen noch gröberen Keil zu setzen beabsichtigte, zeigt sich unter anderem am Stil des Gedichts. Es zeigt sich insbesondere in der Wortwahl und im Satzbau, aber auch in der Auswahl des Versmaßes und des Rhythmus der Verse.

Bei einem genaueren Hinsehen fällt auf, dass Goethe in diesem Gedicht viele grobschlächtige Wörter und Sprachwendungen gebraucht, die der Volkssprache, der Sprache des Alltags, ja der Vulgärsprache entnommen sind. Damit beschimpft er den rückständigen, sich überlegen dünkenden Schmid in der Art und Weise der grobschlächtig sich gebenden Stürmer und Dränger. Schon im ersten Vers greift Goethe auf Ausdrücke der Alltagssprache zurück. Das „Da“ zu Beginn, das auf etwas Kommendes von größerer Bedeutung hinweist,<sup>23</sup> gehört der Umgangssprache an, ebenso wie das zweite Wort im ersten Vers, das „hatt“, anstelle von „hatte“, das folgende Substantiv „Kerl“ und die Sprachwendung „zu Gast haben“. Das „eben nicht“ sowie die Redensart „einem zur Last sein“ im zweiten Vers sind gleichfalls Ausdrücke, wie sie in der Umgangssprache gebräuchlich sind.<sup>24</sup> Die verkürzte Form „hatt“ anstelle von „hatte“ erscheint erneut in Vers 3. Erneut kommt dieses „hatt“ am Ende von Vers 5 vor, außerdem taucht die Form „hätt“ als Abkürzung von „hätte“ in Vers 9 auf. Die Inversion in Vers 4 als ein Zeichen innerer Erregung („Hatt sich der Mensch pump satt gefressen“) ist ebenfalls für die Sprache des Alltags bezeichnend, wie auch das Wort „der Mensch“ (bzw. „der Kerl“ in der Endfassung) anstatt eines stärker spezifizierenden Ausdrucks (wie „Gast“ oder „Besucher“). Die Sprachwendung „hat sich ... pump satt gefressen“ gehört der Vulgärsprache an. Der mündlichen Rede, nicht der geschriebenen Sprache entstammt das Nachstellen der adverbialen Bestimmung „Zum Nachtsch“ in Vers 5 (die adverbiale Be-

---

Meinungsfreiheit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.1.1990. Oder: Marcel Reich-Ranicki: Der Rezensent. In: Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki. Bd. 14. Frankfurt 1991. S. 29-32. - Julius Wiegand: Goethe: Rezensent (Parabolisch) 1773. In: J. Wiegand: Zur lyrischen Kunst Walthers, Klopstocks und Goethes. Tübingen 1956. S. 113.

23 Im Grimmschen Wörterbuch wird in Bd. 2, Spalte 651 darauf hingewiesen, dass das Wort „da“ öfter am Anfang eines Satzes vorkommt. In dieser Stellung wird das Wort gebraucht, um lebhaft auf eintretende Ereignisse oder besondere Zustände hinzuweisen. Bereits für das Mittelhochdeutsche ist dieser Sprachgebrauch belegt. Im Goethe-Wörterbuch, unter „da 4 b“ ist dieses „da“ im Sprachgebrauch Goethes als ein Adverb angeführt, das u. a. die Aussage verstärkt oder sie vertraulich oder aber bedrohlich in größere Nähe rückt. Siehe: Goethe-Wörterbuch. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Stuttgart u. a. Bd. 2 1989. Spalte 1032.

24 Goethe hat auch sonst häufiger die Sprachwendung „jemanden zur Last sein“ benutzt. Vergl. hierzu: Grimmsches Wörterbuch Bd. 6 (Neuauf. Bd. 12). Sp. 246. Siehe u. a. dazu auch Hermann und Dorothea. 7. Gesang. Vers 153 f. und Vers 160 f.

stimmung „Zum Nachtmahl“ gehört zum Hauptsatz). Der Dativ des Interesses „mir“ wie auch das „so“, letzteres in der Bedeutung „derartig, in dieser Weise“ (beide in Vers 6) kommen gleichfalls in dem Sinn, wie die beiden Wörter hier gebraucht werden, nur in einer mündlichen Rede vor, wenn sie emotionsgeladen ist. Das schon oben erwähnte, zum zweiten (bzw. in der Endfassung zum dritten) Mal verwendete Wort „Kerl“ klingt in Vers 6 recht umgangssprachlich derb. Auch die Sprachwendung „Thut ihn der Teufel ... führen“ in Vers 7 ist ein typischer Ausdruck umgangssprachlicher Rede, und dies in einer doppelten Weise: einmal, was das Nennen des Teufels betrifft, der als der eigentliche Urheber dieser Handlung hingestellt oder beschworen wird, die einem normal denkenden und normal empfindenden Menschen unverständlich zu sein scheint, dann sprachlich, infolge der Umschreibung „Thut führen“ anstatt des einfachen „führt“. Als Formen der Umgangssprache kommen in den Versen 8-10 das dem Französischen entnommene Fremdwort „raisonniren“ und die Umstellung „hätt können ... sein“ anstelle von „hätte ... sein können“ vor, sowie in der Funktion eines verkürzten Finalsatzes die kleinere Infinitivform „zu raisonniren“ statt einem „um zu raisonniren“, der zwar längeren, aber im Hochdeutschen gebräuchlicheren Form. In Vers 9 stehen erneut zwei Formen mit einem in der Endung weggelassenen *e*: „Supp“ und „hätt“. Dies ist innerhalb der etwas schnodderigen Umgangssprache üblich, kommt allerdings aus metrischen Gründen auch in der Dichtung vor, klingt hier aber trotz des Zwangs, der vom Metrum ausgeht, im Zusammenhang mit anderen Wendungen der Alltagssprache in der Aufeinanderfolge von „Supp hätt“ mundartig derb. Zur grob vulgären Sprache gehören schließlich der Fluch im vorletzten Vers „Der Tausend Sackerment“, die stark übertreibende Aufforderung „Schlagt ihn todt“ sowie die Bezeichnung „Hund“ als Schimpfwort für einen Menschen. Diese Ausdrücke sind charakteristisch für die häufig sehr grobschlächtige Ausdrucksweise Goethes zur Zeit des Sturm und Drangs. In recht drastischer Weise schlägt Goethe mit Worten hier auf den ungeliebten Gast ein. Goethe sieht in Schmid und später in anderen Kritikern, die wie Schmid eine Dichtung nicht verstehen und darüber urteilen, dreist kritisierende Schelme, denen man mit der gleichen Münze, mit der sie austeilen, d. h. hier in derber Sprache, heimzahlen muss. Darum wird die Sprache in diesem Gedicht den Umständen angepasst und ist äußerst grob.

Bedeutend ist der Satzbau für das, was Goethe in diesem Gedicht dichterisch aussagen möchte.

In der ersten Fassung sind die Sätze der drei ersten Verse einfach gebaute Hauptsätze. Sie sind ohne verbindende Konjunktion aneinandergereiht. Nur durch die logische Aufeinanderfolge der Gedanken sind sie miteinander verbunden. In ihnen wird die Eingangssituation kurz und prägnant geschildert, vergleichbar der Exposition in einem Drama. Das Folgende baut auf der Schilderung dieser Eingangssituation auf. Im Gegensatz zur ersten Fassung beschränkt

sich die Schilderung der Eingangssituation in der Endfassung auf die zwei Sätze der beiden ersten Verse. Die Schilderung der darauf folgenden Ereignisse setzt hier schon mit Vers 3 ein.

Mit Vers 4 in der Erstfassung oder in Vers 3 in der letzten Fassung beginnt die Schilderung der Geschehens, das den Anlass zu diesem Gedicht gegeben hat. In den Versen 3 bis 8, in der Endfassung in den Versen 2 bis 8 erzählt der Berichtende, der junge Dichter Goethe, was geschehen ist und ihn so sehr ärgert; er beklagt sich über das Benehmen seines ungehobelten Gastes. Die Sätze sind länger, untergeordnete Gliedsätze tauchen auf. In den längeren Sätzen kommt das erzählende Moment zur Geltung. Der Ausdruck „Zum Nachtsch“ (in Vers 5) ist eine dem Hauptsatz („Hat sich der Mensch [oder in der Endfassung: der Kerl] pump satt gefressen“) nachgestellte adverbiale Bestimmung. Die nachgestellte adverbiale Bestimmung wird durch den Gliedsatz „was ich gespeichert hatt“ ergänzt. Sie und der nachfolgende Gliedsatz sind nachträglich an den Hauptsatz angehängt, um damit zu unterstreichen, dass der Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ schon zum großen Teil seit längerer Zeit verfasst worden war und für Goethe damals nur noch von geringerer Bedeutung gewesen ist. In beiden Fassungen wirkt das Erzählte an dieser Stelle sehr aufregt. Was Goethe in diesem Gedicht aussagen möchte, wird in den folgenden Versen 6 bis 8 stilistisch auch durch die Bauweise des Satzes ausgedrückt. Durch das einleitende „Und“ am Satzanfang wird die hier geschilderte Handlung eng mit dem vorangehenden Geschehen verbunden. Infolge dieses „Und“ schließt sich das Geschehen, dass der Gast sogleich zum ungeliebten Nachbarn eilt, um über das Gegessene zu nörgeln, unverzüglich an die Feststellung an, dass der ungeladene Gast sich beim Dichter rundum satt gegessen hat. Durch das „kaum“, das unmittelbar dem „Und“ folgt, wird auch mit Hilfe dieser Konjunktion hervorgehoben, dass zwischen der Mahlzeit am Tisch des Gastgebers und dem Nörgeln über sein Essen fast keine Zeit verstrichen ist. Mit der Infinitivkonstruktion „Über mein Essen zu raisonniren“, die sich an den Hauptsatz „Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen“ anschließt, wird der Grund genannt, warum der ungeliebte Gast sogleich zum Nachbarn eilt. Das Sattwerden, das augenblickliche Eilen zum Nachbarn und das Mäkeln an dessen Essen werden zu einer einzigen zusammenhängenden Handlung. Ab Vers 6 wechselt der Dichter vom Perfekt zum erzählenden Präsens. Damit drückt er unbewusst seine innere Erregung aus: die Unverschämtheit des ungehobelten Gastes ärgert ihn noch immer so sehr, dass es ihm scheint, als erlebe er das Geschehene noch einmal im gleichen Augenblick nach, als er sein Gedicht verfasst.

In Vers 9 und am Anfang von Vers 10 ahmt der ähnliche Satzbau mit Hilfe der gleichen Folge der Satzglieder (Subjekt - Prädikat) den leiernden Ton des so kleinlich nörgelnden Gastes nach. Im Vers 10 enthalten die beiden Sätzen nur das notwendige Subjekt und ein dazu gehörendes Prädikativ; der flektierte Teil

des Prädikats und die beiden dazugehörenden Infinitive, das „hätte ... können seyn“, stehen in dem vorangehenden Satz und müssen in Gedanken ergänzt werden. Weil sich Goethe in Vers 10 so kurz und knapp ausdrückt, gewinnt man den Eindruck, als sei es dem Dichter, lästig, näher auf die Kritik des ungeliebten Gastes einzugehen. Die Kritik gibt er in der indirekten Rede des Konjunktivs II der Vergangenheit wieder und benutzt außerdem das Hilfsverb „können“. Auf diese Weise weist er die Kritik von Schmid schon als Möglichkeit, ebenso als rein unreal gedacht zurück. Indem die Stellung der beiden Satzglieder geschickt vertauscht wird, bilden die beiden Sätze in Vers 10 rhythmisch einen wohlklingenden Chiasmus (Subjekt - Prädikat und umgekehrt Prädikativ - Subjekt). In den beiden Schlussversen drücken der Fluch und die zwei kurzen Sätze noch einmal, ähnlich wie die aneinander gereihten Sätze in den Versen 3 bis 5, die gesteigerte Aufregung des Dichters aus. Lakonisch auf das Wesentlichste zusammengedrängt klingen sie überaus entschieden und verleihen der Aufforderung, die Kritik von Schmid als Krittelei eines inkompetenten Rezensenten abzulehnen (seine Kritik gewissermaßen totzuschlagen), deutlich Nachdruck.

Wenn sich am Anfang des Gedichts die berichtende Sprechweise - sie soll die Zuhörer in das unerhörte Ereignis einführen - in konjunktionlos aneinandergereihten Sätzen ausdrückt, so kommt in den längeren Sätzen des mittleren Teils die Aufregung des Dichters zum Ausdruck. In zwei längeren Satzgefügen lässt der Dichter seinem Ärger freien Lauf. In den Versen 9 und 10 tauchen wieder kurze, einfach bebaute Hauptsätze auf, die sich ohne verbindende Konjunktion aneinanderreihen. In ihnen wird kurz und knapp berichtet, was der Dichter als lästig empfindet. In den beiden Schlussversen wird in drei kurzen Sätzen noch einmal recht tüchtig auf den unverschämten Gast eingedroschen. Vor allem die zwei Sätze des Schlussverses und die bis auf das Schlusswort „Recensent“ nur einsilbigen Wörter klingen wie Hiebe, die als Prügel auf den Schuldigen einschlagen und ihn gründlich durchdreschen sollen.

Der Reim in diesem Gedicht ist der Paarreim. Als wenig kunstvoll eignet er sich dazu, in der Reimform das gewollt Grobschlächtige, das Goethe im Umgang mit Schmid sucht, dichterisch zu gestalten. Insbesondere die meist männlichen Reime verstärken das betont Aggressive im Ton, denn am Ende des Verses fehlt die Senkung, mit der die Härte im Ton der Verse hätte abgemildert werden können. Zudem betonen die männlichen Reime den Zeilenstil; sie schließen mit ihrer Hebung in der Kadenz die Verse stärker als weibliche Reime in sich ab. Wegen des Paarreims wird dem ersten Reimwort bereits in dem darauf folgenden Vers im Reim geantwortet. Dies geschieht ohne Zögern, geschieht genauso ungesäumt, so umgehend, wie der unverschämte Gast gehandelt hat, als er sich, nachdem er sich kaum satt gegessen hatte, sogleich zum Nachbar begab, um über das Essen des Gastgebers zu nörgeln. Indem auf das erste Reimwort sogleich das zweite folgt, ahmt der Paarreim in den Versen 5 bis 8 (10) die Hand-

lungsweise des schamlosen Gastes nach, wie die Satzkonstruktion in den Versen 6 bis 8. Alle Reime mit Ausnahme der Reime „führen“ - „raisonnieren“ in den Versen 7 und 8 klingen rein. Auch dies verstärkt mit dem klaren, festen Klang den aggressiven Ton vor allem in den Versen mit männlichem Reim.

Was den Rhythmus betrifft, so betrachten wir zuerst die Erstfassung und daraufhin die Endfassung, weil beide, was den Rhythmus betrifft, in den Versen 1 bis 5 voneinander abweichen.

Wenn wir von den beiden Schlussversen absehen, so ist der vierfüßige Jambus das bestimmende Versmaß. In den drei ersten Versen der ersten Fassung passt der streng alternierende Rhythmus zu einer Sprechweise, mit der Goethe seinen Freunden dringend, aber kurz und knapp etwas mitteilen möchte, das ihn ärgert und das seine Freunde unbedingt wissen sollen. Das ständige Auf und Ab von Hebung und Senkung drückt das Hastige und Abgehackte des Sprechens aus. In dem energischen Ton der Verse zeigt sich der noch immer vorhandene Ärger Goethes über den unverschämten Gast. Der Rhythmus der drei ersten Verse ist fallend. Mit jedem Vers setzt die Stimme neu ein. Darin kommt zum Ausdruck, dass der Gast dem Gastgeber lästig war, dass er für ihn eine Last gewesen ist. Durch kein Enjambement sind die Verse miteinander verbunden. Auch dadurch zeigt der Dichter, wie sehr ihn das Geschehene noch immer aufregt. Goethe verschafft seinem Ärger Luft. Der Zeilenstil wirkt unkompliziert, er passt zu dem Grobschlächtigen in der Sprache, das in diesem Gedicht ein typisches Merkmal der Sprechweise ist. Am Anfang von Vers 4 findet sich eine Tonbeugung, statt des „sich“ wird das „Hat“ betont. Mit einem Paukenschlag in der Musik vergleichbar setzt Vers 4 ein. In den auf Vers 4 folgenden Versen 5 bis 8 wird das alternierende Versmaß mit Daktylen durchsetzt, am Anfang der Verse 7 und 8 kommt es erneut zu Tonbeugungen: statt auf die erste fällt der Akzent auf die zweite Silbe. Auf diese Weise lockert sich der ungehaltene Ton etwas auf. Der Stil dieser Verse wird erzählend. In den Versen 4 und 6 steigt der Rhythmus an, treppenartig fällt er in Vers 5 sowie in den Versen 7 und 8 ab. Auf diese Weise lässt Goethe seinen Ärger stoßweise ab. In den Versen 9 und 10 wird der Ton eintönig leiernd: er steigt nicht, noch fällt er. Dieses Eintönige im Rhythmus öffnet die kleinlich tadelnde Art von Schmidts Kritik nach und zeigt, wie sehr die nörgelnde Art des Kritikers dem Dichter lästig ist, wie sie ihn stört.

Die beiden Schlussverse besitzen einen eigenen, von den anderen Versen sich unterscheidenden Ton. Vers 11 besitzt nur 3 Takte und ist somit kürzer als die vorangehenden Verse. Die Kürze von Vers und Satz verstärkt die massive Grobheit des Fluchs „Der Tausend Sackerment!“. Vers 12 hat sechs Takte, damit ist er länger als alle anderen Verse. Er gliedert sich in zwei Sätze, die jeweils drei Takte lang sind. Die Kürze dieser Sätze und ihre Aneinanderreihung ohne eine verbindende Konjunktion verleihen dem, was in diesem Vers gesagt wird, starken Nachdruck. Trotz der fehlenden Konjunktion gehört das in den

zwei Sätzen Gesagte eng zusammen. Vers 11 geht ungefugt in Vers 12 über: nach einer Hebung am Ende von Vers 11 setzt Vers 12 ohne Senkung ein. Der Fluch auf den ungebetenen Gast, den nörgelnden Kritiker, endet in einer Pause und verlangt ein neues Atemholen. Die drei ersten Takte von Vers 12 beginnen mit einer Hebung und enden auf einer betonten Silbe, enden katalektisch. Auch dadurch wird erreicht, dass der Eindruck entsteht, die Worte schlugen auf den Sünder wie Keulenhiebe ein. Alle Wörter in den ersten drei Takten sind einsilbig und vom Klang her in sich geschlossen. Die beinahe gleichmäßig starke Betonung der einsilbigen Wörter verstärkt den Eindruck, als dresche der Dichter mit seinen Worten wie mit Prügeln auf den Kritiker ein. Der alternierende Rhythmus bleibt nur dadurch gewahrt, dass auf den Wörtern mit einer größeren Bedeutung „Schlagt“, „todt“ und „Hund“ ein leicht betonter Akzent erhalten bleibt. Auch im zweiten Satz von Vers 12 sind die drei ersten Wörter einsilbig. Der Vers endet auf dem dreisilbigen Wort „Recensent“. Nur in diesem Wort setzen sich Hebung und Senkung deutlich voneinander ab. Wegen der drei einsilbigen Wörter am Anfang, die auch hier alle betont und als Silben in sich geschlossen sind, aber auch wegen des stark anfangs- und endbetonten Wortes „Recensent“ ist der Ton hier ebenfalls energisch und bestimmt.

In der letzten Fassung ändert sich, was die Takte angeht nichts. Da der Text in den Versen 1 bis 5 jedoch durch die Satzzeichen anders als in der ersten Fassung in Sätze untergliedert ist, ändert sich der Rhythmus. Der einleitende Bericht umfasst in der letzten Fassung nur die Verse 1 und 2. Er ist darum in der Endfassung kürzer, klingt weniger hastig und bedrängend, der Rhythmus fällt weniger stark. Über das, was sich als Handlung ereignet hat, sowie über das, worüber sich der Dichter besonders ärgert, wird nicht nur in den Versen 4 bis 10, es wird darüber auch bereits in Vers 3 berichtet. Somit umfasst dieser Bericht über die wichtigen Geschehnisse in der Endfassung die Versen 3 bis 10. Er klingt weniger erregt, da dem Ereignis in Vers 4 („Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen“), das als erstes Goethe besonders aufregt, ein Vorgang vorgeschaltet ist („Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen“), der gewissermaßen die Voraussetzung für den folgenden Ärger ist. Hierin erkennt man die Absicht des bereits gealterten Goethe, über Erregungen und Ärger weniger eingehend zu berichten und die Kritik an dem in der Jugend ungeliebten Schmid von ihm auf alle unliebsamen Kritiker zu übertragen. In den Versen 3 und 4 sowie in Vers 6 steigt im Vergleich zur ersten Fassung der Rhythmus in beiden Fällen weniger an und fällt im Vergleich zur ersten Fassung in Vers 5 sowie in den Versen 7 und 8 treppenartig weniger stark ab. In den Versen 9 bis 12 sind zwischen den beiden Fassungen keine rhythmischen Änderungen festzustellen.

In diesem Gedicht sind auch die Wortwiederholungen sowie der Klang der Vokale und Konsonanten für den derben Ton der Sprache und für die dichterische Aussage in diesen Versen von Bedeutung. Bei einer näheren Betrachtung

fallen als erstes die zahlreichen Wiederholungen von Wörtern auf: das „hatt“ oder „hat“ kommt viermal an betonter Stelle, das Wort „Kerl“ zweimal stark betont im Erstdruck, dreimal mit einem starken Akzent in der Endfassung vor; das „zu“ oder „zur“ erscheint betont in Vers 1 und Vers 2 jeweils an der gleichen Stelle unmittelbar vor dem Reim. Alliterationen mit einem *k* in „kaum“ und „Kerl“ finden sich in Vers 6, mit einem *t* in „Thut“ und „Teufel“ in Vers 7, einem *s* in „Supp“ und „seyn“ in Vers 9 und einem *br* in „Der Braten brauner“ in Vers 10. Durch den Gleichklang im Anlaut betonter Silben bewirken sie, dass die Wörter, in denen die alliterierenden Konsonanten stehen, streitbereit und derb klingen und zudem nachdrücklich wirken. Etwas Ähnliches, jedoch nicht gleich so wirksam, kommt mit dem *s* in „so satt“ im Anlaut von zwei aufeinander folgenden Silben vor. Häufig erscheint in den Hebungen der Verse 1 bis 6 das kurze *a*. Die Sprache wirkt auch infolge dieser Lautwiederholung eindringlich. Weil diese kurzen *a* in Wörtern stehen, die häufig stark betont sind und der Umgangssprache angehören, wird auch das Grobschlächtige der Ausdrucksweise noch einmal verstärkt betont. Einen besonderen Nachdruck verleihen im zweiten Teil des letzten Verses die Vokale im Anlaut der drei Wörter „Es ist ein“.<sup>25</sup> Ihnen folgt in dem letzten Wort „Recensent“ ein Gleichklang von drei aufeinander folgenden *e*. Mit der Wiederholung dieser gleich oder ähnlich klingenden *e* wird erneut gleichsam Keulenschlägen vergleichbar auf den Rezensenten, den unliebsamen Kritiker, eingeschlagen.

Das Gedicht „Recensent“ ist eine in seiner Art gelungene Satire. Mit ihm sollen die Kritiker getroffen werden, die ihren Beruf nicht ernst nehmen. Dem Leser, der Sinn für Humor besitzt, dürfte das Gedicht gefallen.<sup>26</sup> In seiner unkonventionellen, seiner recht groben Art, die alle von der Gesellschaft geforderten Zwänge hinter sich lässt, wirkt diese Satire eines jungen Genies wie ein Befreiungsschlag gegen die Kritiker der alten Generation. Für den Übermut des jungen Goethe, der in der Zeit des Sturm und Drangs, bedenkenlos, aber in genialer Weise seinen Spott über Altes und Überkommenes ergießt, ist dieses Gedicht ein charakteristisches Zeugnis. Selbst dem alten Goethe, der im allgemeinen nach außen hin großen Wert auf Formen legt, ist ein solcher Übermut gelegentlich nicht völlig fern. Auch im Alter kommen bei ihm im engeren Freundeskreis verschiedentlich noch ähnliche Ausbrüche vor, wie die Gespräche mit Kanzler Müller, aber auch mit verschiedenen anderen Zeitzeugen beweisen.<sup>27</sup>

---

25 Einst haben im Althochdeutschen alle Vokale genauso wie die gleich lautenden Konsonanten als Stabreim aufeinander gestabt.

26 Es ist keineswegs das dümmste Gedicht, das Goethes Feder entstammt, wie Marcel Reich-Ranicki behauptet. Vergl. M. Reich-Ranicki a. a. O. S. 29-32. Siehe Anmerkung 22.

27 Siehe: Kanzler v. Müller: Unterhaltungen mit Goethe. Kritische Ausgabe. Besorgt von E. Grumach. Weimar 1956. Passim.